

Wolfgang Kaempfer

Die Welt aus dem Kopf Zur Desynchronisation der Uhren von Körper und Kopf¹

Goethe

„Berlin, U-Bahnhof Potsdamer Platz: Niemand sonst auf den Bahnsteigen, kein Zug, und überhaupt wirkt das gesamte Ambiente sehr kahl, rechteckig und schematisiert. Kein Wunder - wir sind gar nicht in Berlin, sondern im Münchner BMW-Pavillon. Diesen U-Bahnhof konnten Besucher der Ausstellung »Erscheinungen aus dem Jetzt« (von BMW zusammen mit SiliconGraphics und Art + Com veranstaltet) per Computerhilfe besichtigen, und zwar nicht nur auf dem Bildschirm, sondern als »Cybernaute«. Ausgerüstet mit den entsprechenden Hilfsmitteln aus der Hightech-Trickkiste, nämlich Eyophone und Datenhandschuh, sollte man die Illusion bekommen, sich selber durch diese U-Bahnstation zu bewegen. Hierzu trägt der Reisende in jener virtuellen Wirklichkeit ein taucherbrillenähnliches Gerät (das Eyophone) mit einem kleinen Monitor vor jedem Auge. Seine rechte Hand steckt im Datenhandschuh, über dessen Finger Glasfaserkabel verlaufen. Die Kabel beider Cyberspace-Accessoires sind mit einem Computer verbunden. ...Je nachdem, wohin man den Kopf dreht, erscheint ein der Blickrichtung entsprechender dreidimensionaler Bildausschnitt. ...statt auf den Beinen bewegt man sich mit Hilfe des Datenhandschuhs von der Stelle. Folglich wird der Streifzug durch Finger- und Kopfbewegungen gesteuert. So passiert es denn auch ziemlich oft, dass der Spaziergänger unversehens durch den Raum rast, ihn plötzlich schräg von oben sieht oder durch Wände hindurchsaust“.²

Ein Stück imaginärer Wirklichkeit, ein Stück »Welt aus dem Kopf«, die die Wirklichkeit vertritt, dieselben Sinnesreize anbietend wie diese, zu denselben Reaktionen auffordernd. Man fühlt sich an die Phantasien Stanislaw Lems erinnert, der die mit der perfekten Simulation sich bietenden Möglichkeiten allerdings sogleich an ihr absurdes Ende treibt. In den *Sternstagebüchern des Raumfahrers Ijon Tychy* erklärt ein Forscher seinem Besucher das Simulationssystem einer Reihe von Kisten, deren jede eine komplette simulierte Welt mit Frühlingslandschaften, zwitschernden Vögeln, schlendernden Liebespaaren einschließt, zentriert um seinerseits imaginäre Ich einer »Erlebnisinstanz«. Aber schon die Nachbarkiste »weiß«, dass die Welt des Nachbarn simuliert und künstlich ist: nicht nur steht sie außerhalb von ihr, sie hat sie selbst veranstaltet und kann sie beobachten, sie ist in der Situation des »Forschers«. Was sie allerdings nicht weiß, ja gar nicht wissen könnte: auch ihre Welt ist simuliert, sie ist »veranstaltet« und wird von einem »Forscher« beobachtet, und so weiß natürlich auch der Veranstalter und Beobachter der gesamten Versuchsanordnung nicht, ob nicht auch seine Welt - also die Versuchsanordnung selbst - bloß simuliert, bloß veranstaltet, also seinerseits nur Forschungsgegenstand für einen weiteren Beobachter ist.

Der Begriff *Welt, world, monde*, »Welt des Menschen«, meint im Grunde je schon einen Plural. Er drückt eine Abstraktionsleistung aus, die voraussetzt, dass der »Mann von Welt«, der »Weltmann« bereits in mehreren Welten zu Hause ist und sich darüber hinaus nicht scheut, immer wieder neue Welten zu entdecken. Der Begriff setzt Aktivität, er setzt die Reise, und er setzt damit auch schon die Fremde, die *terra incognita* voraus. Der Mensch, das neugierigste der Tiere (auch die Tiere sind ja allermeist schon neugierig), bedarf der Fremde, des Unvertrauten offensichtlich ebenso wie des Heimatlich-Vertrauten. Von jeher hat er den Einschluss in die Enge der je eigenen Welt beantwortet mit Ausbruchversuchen aller Art, darunter nicht zuletzt die »psychedelischen« der Droge. Baudelaires berühmte *»paradis artificiels«* - denen sich die *»enfer artificiel«*

1 Zuerst erschienen in: *Am Fluss des Heraklit*, Neue kosmologische Perspektiven, Insel, Frankfurt a.M. 1993

2 Nina Winkler-De Lates, *Welt am Draht*, in: *Intercity*. Das Magazin der Bahn 7/92, S. 44 f.

Rimbauds an die Seite stellen ließe - versetzten nur ein altes fernöstliches Paradies in die damalige Pariser Szene.

Aber die Pariser, die Londoner intellektuelle Drogenszene Mitte des vergangenen Jahrhunderts, die sich inzwischen zum Wandertheater ausgewachsen hat, ist noch verhältnismäßig harmlos gegenüber Unternehmungen, die die Simulationen des menschlichen Kopfes, des menschlichen »Nervensystems« von der alten imaginären auf die moderne materiale Szene zu verpflanzen wissen. Goethe, ein anderer früher Träumer, der auszuwandern wünschte aus der gegebenen »Enge« seiner Welt - »eng« wird sie »Euphorion« nennen - hat sich lange den Kopf darüber zerbrochen, wie er auf dem Theater, auf der traditionellen »Szene« - die ja selbst schon ein *simulacre* ist - die Traum-Figur der Schönen Helena unterbringen könne. Wie träumt man einen Traum im Rahmen - und in den Grenzen - eines anderen Traums? Goethe sah, es müsste sich zumindest ein dramaturgisches Problem ergeben, wenn er der antiken Mythenfigur in Gestalt seines alternden Faust leibhaftig zu begegnen wünschte -: der Wunsch nach *Leibhaftigkeit*, gewonnen auf dem Weg der Mimesis, ist ja eins der Hauptmotive für die poetische Imagination. »Nun soll sie ebenmäßig auf den Boden von Sparta zurückkehren, um, als wahrhaftig lebendig (!), dort in einem vorgebildeten Hause des Menelaos aufzutreten, wo denn dem neuen Werber (Faust) überlassen bleibe (!), inwiefern er auf ihren beweglichen Geist und empfänglichen Sinn einwirken und sich ihre Gunst erwerben könne« (Zweiter Entwurf zu einer Ankündigung der »Helena«, 1826).³

Etwas an diesem Wunsch war offenbar nicht ganz geheuer, gewissermaßen ging er zu weit, er war zu »leiblich«, zu »persönlich«, und so verlangte seine »Erfüllung«, ähnlich wie beim banalen Tagtraum, eine möglichst solide Wahrscheinlichkeitsstütze. Andererseits: war nicht schon die ganze weltbedeutende Maschinerie der Tragödie, deren Ausarbeitung Goethe fast sein ganzes Leben lang begleitet hatte, ein Gemenge aus Realität und Traum? Im zweiten Teil hat sich der Teufel endgültig in einen modernen Zauberer und Technologen verwandelt, der Geld aus Papier, einen Homunculus im Labor herstellen konnte, und sollte es ihm da nicht gelingen, die antike Helena von den Toten zu erwecken und in Lebensgröße dem deutsch-ritterlichen Helden Faust-Goethe zuzuführen? Eine Inszenierung aus den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts (Klaus Peymann in Stuttgart) stellte eine Helena in Agfacolor-Farben auf die Bühne... und unterstrich damit: jawohl, wir können *zaubern*, auch wenn die Farben vorerst noch etwas grell (und der U-Bahnhof Potsdamer Platz noch etwas zu geometrisch) sind. Ob das Papiergeld, ob Homunculus, ob Helena: Zaubereien da wie dort. Ließ sich überhaupt noch eine feste Grenze ziehen zwischen Traum und Wirklichkeit? Drohte sie sich nicht rettungslos zu verwischen? Das Retortenmännchen *lebte*, und es war doch - wie die modernen Schimären - in der Retorte entstanden; das Papiergeld repräsentierte einen Wert, und es war doch, für sich betrachtet, völlig wertlos. Eine Kopfgeburt, ein Gedanke nur, ein Traum, stand es gleichwohl im Tauschverhältnis mit der Wirklichkeit, und es war demnach selbst halb Traum, halb Wirklichkeit.

Aber Faust ist nicht allein ein Träumer. Gemäß dem Konzept des ganzen Stücks ist er ein Grenzgänger zwischen Traum und Wirklichkeit, und so fürchtet er sogleich den »Sturz und Unfall«, als Euphorion, der Sohn, den er mit Helena gezeugt hat, gleich einer Rakete »zu allen Lüften« aufsteigt, um sich dort, kaum ist er zur Welt gekommen, wieder zu versprühen. Eine Art von Todesfahrer oder Todesflieger, angetrieben von »Überlebendigen, Heftigen Trieben«⁴, legt Euphorion ein Tempo vor, das ihm gar keine irdische Existenz, gar keine »Entwicklung« mehr zu gestatten scheint. »Was soll die Enge mir!« ruft er aus⁵, erklärt den »Krieg!« zum Lösungswort, »der Tod« ist ihm »Gebot«, und endlich wirft er »sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach«, und dann stürzt eine »schöne Jünglingsgestalt« auf die Bühne.⁶

Zwar ist der im Liebeswahn und -traum gezeugte Sohn offensichtlich selbst nur aus dem »Stoff der Träume«, gleichwohl ist sein Sturz, sein Todessturz ein »*factum brutum*« und damit in gewissem

3 Vgl. Goethes Werke, Hamburg 1949-1959 (Hamburger Ausgabe), Bd. 3, S. 444

4 Goethe, a.a.O., 3, 298

5 Goethe, ebd.

6 Goethe, a.a.O., 3, 297

Sinn »real«. Denn nun hören wir ihn rufen aus dem Hades, aus dem Reich der Toten: »Laß mich im düstern Reich, Mutter mich nicht allein!«⁷

An dieser Stelle schreibt der Autor eine Pause vor, und es könnte sein, dass er damit den Hiatus markieren wollte, der aller Raserei ein Ende setzt, sobald sie nicht mehr gebremst, nicht mehr überführt werden kann in den realen »Gang der Zeit«. Selbst »irreal«, endet sie gleichwohl »real«, nämlich mit dem Tod des Rasenden. Der Todessturz, der konsequente virtuelle Endpunkt all der Rasereien, die uns die Moderne beschert hat von den politisch-militärischen Katastrophen bis zum privatissimum des »Autounfalls«, ist also keineswegs ein dramatisches Phantasma, er ist vielmehr Indiz für jene *Entfesselung* der Zeit, die nur noch durch den Tod beendet werden kann. Offensichtlich hat sich hier die Zeit entkoppelt von ihrem komplementären Vektor, den wir in der *Geschichtszeit* wiederzuerkennen hätten. Sie treibt das Opfer nur noch um in manisch-autistischer »Euphorie«, als stünde es unter der Wirkung einer Droge. Euphorion konnte sich nicht mehr *erfahren* auf einem *Wege*, der ihm eine Geschichte vergönnt hätte, vielmehr hat sich die Erfahrung auf den *actus purus* der Selbsterfahrung, die Geschichte auf den explosionsartigen actus des Selbstverzehr verkürzt.

Wir haben unsere Deutung damit weitergetrieben, als es hier schon angezeigt sein mag; aber nicht nur der Zweite Teil der Tragödie, auch der Erste Teil ist schon gezeichnet von der Grunderfahrung Goethes, dass sich die Zeit entfesselt hat, das Zeit-Getriebe in Gefahr ist zu zerbrechen. Wir erinnern uns: Faust wird als Melancholiker eingeführt, Goethe orientierte sich am Typus des Renaissance-Gelehrten, des Magiers und Arztes, der sich am Ende seines Lateins weiß, der ausgebrannt, des Lebens überdrüssig ist. Das »Dasein« ist ihm eine »Last«, »Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt«.⁸ Von einem Selbstmordversuch ist er nur zurückgehalten worden durchs rechtzeitige Geläut der Osterglocken, das einen »Rest von kindlichem Gefühle« in ihm wachrief.⁹

Die Symptome sind eindeutig. Wie die klinische Form der *Depression* lässt sich die Melancholie vor allem an einem tendenziellen *Geschichtsstillstand* erkennen. Faust erwartet nichts mehr. Er ist ohne Zukunft. Er flucht »allem, was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt«, er flucht »der Hoffnung und dem Glauben« und: »Fluch vor allem der Geduld!«

Es ist insbesondere dieser Fluch, der uns zu denken geben sollte. Er steht am einen Ende einer Skala der Ungeduld, die mit der radikalisierten Ungeduld - sprich: mit dem Sturz und Tod Euphorions - enden wird. Die Ungeduld, die Hast, die Rastlosigkeit sind Faustens - und Goethes - prominentestes Verhängnis. »...hast du Speise, die nicht sättigt«, fragt er den Teufel in der Paktszene, »hast Du rotes Gold, das ohne Rast, Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt, Ein Mädchen, das an meiner Brust, Mit Äuglein schon dem Nachbar sich verbindet, Der Ehre schöne Götterlust, Die, wie ein Meteor, verschwindet? Zeig' mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht, Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!«¹⁰

Schon in seinem Jugendroman, der die *Leiden des jungen Werthers* vortrug, hatte Goethe - gegen Ende des Romans - ein manifestes melancholisches Syndrom beschrieben mit der Präzision eines modernen Klinikers und es ausmünden lassen in die suizidale »Raserei«, in den »Taumel des Todes«.¹¹ Es ist unverkennbar: Er leidet am Verhängnis einer Zeit-Bewegung, die in zwei kontroverse »Richtungen« führen müsste, in die Richtung von »Entwicklung«, von Geschichte, die, vom melancholischen Syndrom bedroht, immer wieder abbricht, wie seine Liebesaffären abrechnen, und in die Richtung einer »Raserei«, die sich vom Block der Geschichtszeit abzukoppeln wünscht. Immer wieder probt er den manischen Ausbruch, immer wieder holt die Melancholie ihn ein.

7 Goethe, a.a.O., 3, 299

8 Goethe, a.a.O., 3, 54

9 Goethe, ebd.

10 Goethe, ebd.

11 Vgl. Wolfgang Kaempfer, *Das Ich und der Tod in Goethes Werther*. In: *Recherches Germaniques*, Straßburg 1979, S. 55-79

Desynchronisation

Alle naturwüchsige Bewegung - alle »Geschichte« - müsste der Tendenz nach zurückgebunden bleiben an die Rhythmen, an die »Zeit« des Körpers. Als *sterblicher*, der eine Geschichte hat, der einer Parabel folgt zwischen Geburt und Tod, ist der Körper, wie es scheint, das unhintergehbare biologisch-anthropologische Substrat aller Prozesse, welche die beiden Bewegungsimpulse synchronisieren können. Jede Überschreitung der Geschwindigkeiten, die vom Körper vorgegeben sind, jeder »freie« Flug der Phantasie, des Gedankens, der spielerisch-abstrakten »Projektmacherei«, hat sich vom Körper tendenziell schon abgekoppelt und muss mit (körperlichen) Reaktionen rechnen, die bis zum manifesten Geschichtsstillstand, bis zu Melancholie und Depression reichen können. Die Uhren des Kopfes (des ZNS, des Cortex) und die Uhren des Leibes, die normalerweise synchronisiert (in einem Getriebe zusammengeschlossen) sind, haben sich desynchronisiert und werden gegebenenfalls die beiden kontroversen Symptome von »Manie« und »Depression« anzeigen. Wie wir an anderem Ort aufzeigen konnten, gestützt u. a. auf die Forschungen Reinhard Kosellecks, wird spätestens seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts allerorten in Europa eine Zeit-Beschleunigung registriert, die zunächst als Beschleunigung der *Geschichtszeit* imponieren musste.¹² Sie erreichte schon im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts Ausmaße, die zunehmend als bedrohlich, geschichtlich vergleichslos usf. beschrieben worden sind.¹³ Schon im Verlauf der französischen Revolution hatte sie die Bildung von zwei »Flügeln« resp. Parteien provoziert, die einerseits den neuen »Fortschritt«, andererseits die alte »Tradition« zu propagieren trachteten. Die Fortschrittspartei, die sog. Linke, scheint dabei vorwiegend auf die sich ankündigende Stagnation der Geschichtszeit, die Partei der Traditionalisten, »Royalisten« usf., die sog. Rechte, vorwiegend auf die neue Raserei der Zeit reagiert zu haben, und so dürfte die neue politisch-gesellschaftliche Kontroverse, die sich ja bis weit in unser Jahrhundert hinein ausgewirkt hat, ihrerseits den Bruch, die Desynchronisation des Getriebes angekündigt haben, das zwischen Geschichtszeit und Verkehrszeit, Tradition und Fortschritt oder - wie wir nun ebenso gut sagen könnten - zwischen den an der »Zeit des Körpers« orientierten Rhythmen und den Rhythmen der »Wünschbarkeiten«, des Denkens, der abstrakten »Kopfarbeit« vermittelt. Die »Maße« des Körpers, die »Gegenständlichkeit« der Welt und der Gesellschaft, manifest in der Person des Monarchen oder Fürsten, in der Gliederung der Stände, in der tradierten Pyramide der Hierarchie bildeten nicht zufällig das Herzstück in den nostalgischen Phantasien der »Royalisten«, der »Fortschritt«, die »Aufklärung«, die Reformation oder Revolution nicht zufällig die zentralen Drehmomente in den Argumentationsfiguren der progressiven Linken.

Aber die allmähliche Dissoziation (Desynchronisation) von »Gedankenschnelle« einerseits, naturwüchsiger Trägheit andererseits, von Akzeleration und Stagnation, »Geist und Natur«, Geist und Seele (*Der Geist als Widersacher der Seele*), Kopf- und Handarbeit, sich exponentiell beschleunigendem Verkehr und Traditionalismus (t_r und t_i) hatte sich in Wahrheit noch viel früher angekündigt, so z. B. in der »Parole« des Descartes: »*Cogito ergo sum*«. Sie ließ das »Sein« des Menschen buchstäblich im »Denkakt« entspringen und nötigte daher zu der folgenreichen operativen Spaltung in eine *res cogitans* und eine *res extensa*. Der Beschleunigungsschub, der eintritt, sobald sich die Uhren des Kopfes (Denkens) abzukoppeln beginnen von der naturwüchsigen Trägheit der Physis, konnte allerdings noch lange relativ unauffällig bleiben, er ist ja beschränkt auf die immanenten Operationen des Denkens, auf das freie Spiel der Phantasie, auf die heimlich-autistischen Kalküle, Projekte, Möglichkeiten, die wir am Schreibtisch zu »erwägen« pflegen: die frühen Emigrationen ins Reich Utopia bei Rabelais (*Pantagruel*, 1533), bei Cyrano de Bergerac *L'Autre Monde ou Les Etats et Empires de la Lune*, 1657). Zunehmend bildete der Körper und die ihm zugeordnete »Welt der Gegenstände« - kein Gegenstand, der ihn nicht reflektieren, der ihn nicht »wiedergeben« würde wie das Haus mit Fenstern (für die Augen) und mit der Tür (für den Mund) - nicht mehr das Maß für ein Weltverhältnis, das die Welt, wie in der Zentralperspektive der

12 Vgl. Kaempfer, *Die Zeit und, die Uhren*, Frankfurt/Main 1991, S. 128

13 Vgl. Kaempfer, a.a.O., insbes. S. 131 f.

»klassischen« Malerei, noch in feste Grenzen eingeschlossen wusste. Das allgemeinste Merkmal für dies Verhältnis ist daher die »Maßlosigkeit«, die Tendenz zur Hypertrophie und Hypertelie. Theoretisch können nun alle Projekte in den Himmel wachsen, und in der Tat lassen sich bald genug die ersten krebsartigen Wucherungserscheinungen erkennen, z. B. in der allmählichen Aufweichung der Raumstrukturen im späten Barock, im Rokoko, in der Überdimensionierung der königlichen Residenzen. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt die tradierte Stilgeschichte von der Romanik bis zum Rokoko in die vage Gleichzeitigkeit eines Eklektizismus auszumünden, der mit der viktorianisch-wilhelminischen Architektur seinen Höhepunkt erreichen sollte. Die ersten technischen »Wunderwerke« entstehen, die Eisenarchitektur der Brücken, Bahnhöfe und Passagen, das Eisenbahnnetz, das überdimensionierte Panzerschiff, die Explosionsgranate, die sog. *Dicke Berta*, eine Über-Kanone, die alle alten Festungsmauern spielend pulverisieren konnte. Mit den diversen Eiffeltürmen, »Wolkenkratzern« usw. werden die Projekte sogar recht buchstäblich in den Himmel wachsen und die - natürlich ihrerseits zunehmend amorphe - Physiognomie der modernen Megastädte prägen. Es fiel nicht einmal auf, dass der Körper gar keine Referenz mehr, gar kein »Maß« mehr bildete in den Kalkülen einer gigantomanen Rationalität, oder dass er höchstens als zerstückelter noch zugelassen war, als Bedienungsprothese für ein beliebiges Maschinenwesen. Auch die neuen Aktivitäten des Sports, die ihn »wiederzuentdecken« vorgaben - die erste Turnhalle entsteht 1811 auf der Berliner Hasenheide - nahmen ihn weniger zum Ausgangspunkt als vielmehr zum Zielpunkt einer Strategie, die seiner Disziplinierung, wo nicht seiner Zurichtung diente für den politisch-militärischen »Zweck« (wie im Programm des deutschen »Turnvaters« Friedrich Ludwig Jahn).

Die prinzipielle *Maßlosigkeit* einer nicht mehr vom Körper kontrollierten Denk- und Phantasietätigkeit kann sich äußerlich sogar der größten Bescheidenheit befleißigen als »wissenschaftlicher Skeptizismus«, radikale Einschränkung auf rationale Argumentationsfiguren, die sich damit jedoch nur um so radikaler werden abschneiden müssen von den Nebenwegen - von den »Feldwegen« -, die ihr die Sinne weisen könnten. Ein beliebiges bescheidenes Argument von Kant: »Sinnlichkeit gibt uns Formen (der Anschauung), der Verstand aber Regeln. Dieser ist jederzeit geschäftig, die Erscheinungen in der Absicht durchzuspähen, um an ihnen irgendeine Regel aufzufinden. Regeln, so fern sie objektiv sind, (mithin der Erkenntnis des Gegenstands notwendig anhängen), heißen Gesetze. Ob wir gleich durch Erfahrung viel Gesetze lernen, so sind diese doch nur besondere Bestimmungen noch höherer Gesetze, unter denen die höchsten (unter welchen andere alle stehen) a priori aus dem Verstande selbst herkommen, und nicht von der Erfahrung entlehnt sind, sondern vielmehr den Erscheinungen ihre Gesetzmäßigkeit verschaffen, eben dadurch Erfahrung möglich machen müssen. Es ist also der Verstand nicht bloß ein Vermögen, durch Vergleichung der Erscheinungen sich Regeln zu machen: er ist selbst die Gesetzgebung vor die Natur...«¹⁴

Zum »Prozess der Zivilisation«

Der lange Weg, den der neuzeitliche »Prozess der Zivilisation« seit den späten Renaissance-Jahrhunderten genommen hat, ließe sich in mancher Hinsicht als »Stationenweg«, als Dornen- und Passionenweg verstehen. Sukzessive disziplinierte und modellierte er den Körper zu einem »Instrument« der Ratio, zu einem wahren »Werkzeugkasten« ihrer intransigenten Überlebensstrategien. Die *Vernunft* übernahm die Funktion des »Ursprungs«. *Sie* war es nun, welche *die Welt* - der Körper und der Gegenstände - »setzte«. Die diversen Prozesse der Rationalisierung, der Reglementierung, ja der Strangulierung gründen natürlich in manifesten Veränderungen der Mikro- und Makrostrukturen in der europäisch-westlichen Gesellschaft: das exponentielle Wachstum der Städte seit dem 13. Jahrhundert, die Internationalisierung der lokalen Märkte, der allmählich zusammenwachsende Weltverkehr, die Entstehung der modernen »Massen« an den großen Handelsplätzen. Die mehr oder weniger »dysregulierte« Affektlage des

14 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Erster Teil, in: Werke, Darmstadt 1983, 3, 180

mittelalterlichen Menschen, seine Neigung zu Ausbrüchen der ungehemmten Leidenschaft, des religiösen Fanatismus, der Wut und der Liebe, die beständige Aggressions- und Defensivbereitschaft mussten dem moderaten Durchschnittshabitus des modernen Marktverhaltens weichen. Die Welt wurde enger, die Verflechtungen vervielfachten sich, die Reibungswärme wuchs. Man mag die Prozesse, die zur allmählichen Anhebung der Schamswellen, der Ekelschwellen führten, die Entwicklung der Hygiene, des modernen »Waschzwangs« schon zu den »unbewussten« Maßnahmen und Abwehrstrategien der »Körperseele« rechnen, die sich allmählich mit einem unsichtbaren Panzer zu umgeben suchte.

Was seit der Schrift des Erasmus von Rotterdam, *De civilitate morum puerilium* von 1530, wie eine einzige große Aufforderung zur Zügelung der »rohen Triebnatur« gelesen werden könnte - »Manche greifen, sowie sie sitzen, auf die Schüsseln, Wölfe tun das...«¹⁵ -, das ist gleichwohl nicht in erster Linie Ausdruck jener »innerweltlichen Askese«, die speziell von den protestantischen Bewegungen, insbesondere vom Calvinismus, gefördert worden ist, sondern ihrerseits nur Gestus des Potenzgehabes einer hypertrophen Rationalität. Sie ist in den rigiden Regieanweisungen des Marquis de Sade für sein Theater der Lust und der Gewalt nicht minder am Werk als in den Katechismen der Tischsitten oder der Moral. Denn nicht irgendein »kategorischer Imperativ« bildet das Ziel - die *causa finalis* - eines Habitus, der sich als selbst-herrlicher und unabhängiger entwirft, sondern die radikalisierte, sich selber transparente (die »rationale«) Souveränität des Subjekts selbst. In dem Schlüsselroman von Laclos, *Les Liaisons dangereuses*, verfällt selbst die Liebe noch dem Verdikt dieser Souveränität. Weil das persönliche Engagement Abhängigkeit von der Geliebten nach sich ziehen müsste, ist nicht *Eros*, sondern ist der *Sex*, der autistische Selbstgenuß, Zentrum und Ziel des vorbildlichen Libertin. Wie in den dressurähnlichen Rigorosa des modernen Hochleistungssports ist auch im »sexuellen Training« des neuzeitlichen Libertin nicht plötzlich wieder der Körper das »Subjekt«, das Zentrum des Interesses, sondern umgekehrt: Er ist Sklave, er ist Objekt von Maschinationen, die allein den Selbsterhaltungs-, Selbstbestätigungsstrategien dienen, die die abstrakte Ratio projiziert. Buchstäblich ist er »Diener«, Medium und Instrument der sich als omnipotent erfahrenden und »setzenden« Vernunft.

Hypertelie

Der Prozess der Zivilisation - oder auch der Prozess der Industrialisierung, der ihm folgte - ist also keineswegs der Urheber, die Entstehungsbasis für die moderne hybride Rationalität (und Irrationalität, die nur ihr natürliches »Pendant« ist), er ist vielmehr schon die Folge eines Projekts, das man bereits beim Cusaner studieren kann. Die Herrschaft der Vernunft ist eine hypertrophe, eine »entartete« Stabilisierungsmaßnahme wider die Schwankungen, die sich von einem primär der »Triebnatur« verdankten Habitus erwarten lassen mussten. Die Katastrophen der späten Renaissance-Jahrhunderte, insbesondere die großen Religionskriege, hatten ihn in der Tat zunehmend obsolet gemacht. Aber der entrichtete Tribut war hoch und unerwartet. Virtuell führte er zur Preisgabe aller bis dato geltenden, am Körper orientierten »Maße«. Der »Verlauf der Veränderungen der Umwelt, die seit zwei Jahrhunderten unter dem Druck von Technik und Wissenschaft steht«, schreibt Michel Tibon-Cornillot, hat »in den letzten fünfzig Jahren weitreichendere Veränderungen erfahren... als in 10 Millionen Jahren zuvor.«¹⁶ Während sich die Anatomie des menschlichen Körpers »seit 50.000 Jahren praktisch nicht verändert hat«,¹⁷ sondern die Anatomie des Großwildjägers aus dem Jungpaläolithikum geblieben ist, hat sich die technologische Dynamik in Richtung eines »Ziels« entwickelt, das ihn der Idee nach überflüssig machen müsste. Insofern ist er nur mehr ein »lebendes Fossil«.¹⁸

15 Zit. n. Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation*, Erster Band, Frankfurt/Main 1980, S. 117

16 Michel Tibon-Cornillot, *Die Expansion des Körpers*, Zum Verhältnis von Technik und Sinnlichkeit, in: D. Kamper/Ch. Wulf, *Der andere Körper*, Edition Corpus, Bd. 1, Berlin 1984

17 Ebd.

18 Ebd.

Aber nach Tibon-Cornillot ist es gerade nicht die »wissenschaftliche Rationalität«, welche als der Motor anzusehen wäre für die »technologische Dynamik«, sondern umgekehrt: die technologische Dynamik - in unserer Sprache: die ent-fesselte Aktivität des Werkzeugmachers *homo faber*, der seine Selbsterhaltung projiziert - ist die »heimliche Finalität der wissenschaftlichen Rationalität«,¹⁹ die sich in den »Ergebnissen ihrer (scheinbar neutralen) Aktivität« daher häufig nicht wiedererkennt. Immer wieder zeitigen diese Ergebnisse »das Gegenteil des Erwarteten«, sie führen zu »Unkontrollierbarkeit« und eröffnen die Möglichkeit einer »endgültigen Auslöschung des Menschen und seiner Umwelt«.²⁰

Das eigentliche Antriebspotential für die technologische Vernunft ist also in der »unterirdischen Arbeit der Finalität der technischen Tätigkeit« zu suchen. Nicht der »wissenschaftliche Prozess« herrscht »über das technische Projekt in der Industriegesellschaft«, vielmehr muß der »fundamentale Sinn der technischen Tätigkeit« als »aktiver Trieb« verstanden werden, »der darauf hinausläuft, die traditionelle Gestalt des homo sapiens auszulöschen, ihre [...] erworbene traditionelle Organisation zu überschreiten«.²¹ Tibon-Cornillot sieht diese Entwicklung im Rahmen einer »Dynamik der Techniken, die, seit es Menschen gibt, versucht haben, durch Werkzeuge, später durch Maschinen, die anatomische und physiologische Organisation des menschlichen Körpers zu verlängern, zu verstärken, zu modifizieren«, und schlägt vor, sie der »ungeheuren zerebro-spinalen Entwicklung« zuzuschreiben, »die die menschliche Spezies auszeichnet« und die seit ihrem Beginn eine Tendenz zur »Überentwicklung«, zur »Hypertelie« erkennen ließ als Folge der spezifisch menschlichen »Unterentwicklung« gegenüber dem Tierreich.²² Nicht zufällig entwickelte sich gleich-zeitig mit dem menschlichen Skelett die Fähigkeit zum *Werkzeuggebrauch*. Es war das menschliche Werkzeug, welches die Werkzeuge (und Waffen) substituieren konnte, über die das Tier verfügt. Der Mensch, so formulierte es Leroi-Gourhan, »ist Schildkröte, wenn er sich unter ein Dach zurückzieht, Krabbe, wenn er seine Hand durch eine Schere verlängert, Pferd, wenn er zum Reiter wird«, und alles »bleibt für ihn disponibel, wenn er sein Gedächtnis in Büchern weitergibt, seine Kraft durch den Ochsen vervielfacht oder seine Faust durch den Hammer verbessert«.²³

Kurz: Alle Techniken des Menschen bis hin zur zeitgenössischen Technologie, mit der er lediglich ein altes Ziel endlich erreichte - die vollständige Substitution seines Körpers durch Prothesen -, lassen sich auf das Basisstrategem seiner Erhaltung / Selbsterhaltung zurückführen. Allein dies Strategem initiiert und regelt den »wissenschaftlichen Fortschritt«, es bildet sein zentrales Potential, und so weit wir die Aktivitäten dieses Potentials den Kreisläufen des menschlichen Verkehrs (der menschlichen »Verkehrszeit«) zuzuschreiben haben, werden auch ihre »Fortschritte« nur andere, nur neue, engere und »rasendere« Zirkel um ein Zentrum beschreiben können, das mittlerweile mehr oder weniger abstrakt geworden ist, ein körperloser Fix- und Ich-Punkt unter unzähligen anderen Fix- und Ich-Punkten. Verkehrszeit ist, wo ihr keine frischen geschichtlichen Impulse - keine Veränderungsimpulse - mehr zuwachsen, immer auch Verzehrzeit. Sie kann ja nur kursieren. Kursierend zehrt sie an der vorhandenen Substanz, an den frei flottierenden Fragmenten dessen, was die Menschen einmal ihre Geschichte genannt haben mögen. Die Gewohnheiten, die Sitten, die Gesten, die Erinnerungen, die Phantasmen, das »ewig Gestrige« stehen ausnahmslos zur Disposition, sie sind »frei verfügbar«, wie die Bilderwelt der Filme, der Flugreisen, der Exotica, der diversen Tele-Visionen. In der Tat ist der *Kopf* nun völlig »frei«, in der Tat ist er nun völlig »souverän« geworden. Er hat den Körper unter sich gelassen, er darf ihn als »Resonanzboden« betrachten und benutzen, als Medium, Spiegel, Widerhall der Sensationen, die er selbst ins Werk setzt mit dem Ziel der Selbsterhaltung, Selbstbestätigung, Selbstbespiegelung, sei es unter der Form privatester, sei es unter der Form von Großprojekten wie dem televisierten Golf-Krieg (1991) mit Hunderttausenden von unsichtbar Gefallenen. Gelänge es eines Tages, auch diese

19 A.a.O., S. 233

20 Ebd.

21 A.a.O., S. 234

22 Ebd.

23 A.a.O., S. 232

Nabelschnur noch durchzuschneiden, so wäre die »Welt aus dem Kopf« vollkommen, sie bedürfte der physischen, der Resonanz-, der Ernährungsgrundlage nicht mehr. Aber wie wir alle wissen, wäre das nicht nur nicht möglich und würde unsere banalste, unsere alltäglichste Raum- und Zeit-Orientierung durcheinanderbringen, wir müssen vielmehr alle mehr oder weniger für unsere superschnelle Leichtigkeit bezahlen. Zwar ist die Raserei nun Trumpf, wir sind der Tendenz nach überall zugleich, unsere Blicke haften nicht mehr, sondern gleiten, streng genommen bedürfen wir nicht einmal mehr der Telekonferenzen oder gar der Reisen. Selbst die vom Futurismus am Anfang des Jahrhunderts projektierte »absolute Geschwindigkeit als solche« haben wir im Grunde überschritten durch virtuelle Ubiquität. Aber unser Körper, den wir ja noch »brauchen«, auch wenn wir ihn missbrauchen (und missbrauchen müssen), reagiert seit langem durch Symptome, z.B. durch Phobien: die Klaustrophobie, die Agoraphobie, also die Einschlussangst und die Angst vor Ungeschütztheit auf öffentlichen Plätzen, die, getarnt als »Existentiale«, noch in der Heideggerschen »Existentialontologie« wiederzukehren scheinen. In der »melancholischen Verstimmung«, im Syndrom der klinischen oder auch nur häuslichen Depression macht sich der Körper sogar gewissermaßen unmittelbar bemerkbar durch Schwere, Trägheit, Immobilität, durch einen schier physischen Widerstand. Er ist ja der alte und fossile Träger der menschlichen und biologischen Geschichte, und wo der Kopf sie ihm unfreiwillig vorenthält durchs freie *flottement* im freien Raum und in der »freien Zeit«, da kann er sich mitunter energisch widersetzen und an einem letzten und kontingenten Rest seiner Geschichte festhalten, an einem fast beliebig herausgegriffenen lebensgeschichtlichen Fragment, an einer Schuldverstrickung, an einem lange zurückliegenden Patt, an einem Versagen, das er uns nun vorstellt als end-gültig, als unwiderruflich-unüberschreitbares Versagen. Irgendein Trauma hält den Kranken in seiner Vergangenheit fest, und sollte es seine traumatisierende Wirkung verlieren, weil z.B. ein Verlust, ein Versagen wieder wettgemacht werden konnten, so kommt es vor, dass ein anderes Trauma, eine andere einschneidende Erfahrung, die vielleicht lange zurückliegt, an seine Stelle tritt und die depressive Verstimmung mit unverminderter Stärke aufrechterhält. Primär ist offenbar nicht das manifeste, fassbare Ereignis - sozusagen der Inhalt der Verstimmung -, sondern die ihm zugrunde liegende, auch durch die Aufhebung seiner traumatisierenden Wirkung nicht aus der Welt zu schaffenden Erfahrung eines veritablen *Zeitstillstands*, einer Blockade der Geschichtszeit selber also.

Das von Bleuler, Binswanger, v. Gebsattel, Tellenbach und vielen anderen mit so großer Eindringlichkeit beschriebene melancholische Syndrom hat bekanntlich eine lange Vorgeschichte, die vielleicht sogar bis auf eine archaische Erfahrungsschicht zurückreicht. Könnte in ihr nicht nur alle Geschichte immer wieder geendet, sondern auch immer wieder angefangen haben? In der Depression meldet sich die Urangst der Sterblichkeit gleichsam wieder und zurück, sie ist, wie insbesondere Bleuler hervorgehoben hat, eine anthropologische Form des Totstellreflexes. Entgegen der manifesten Erfahrung der Kranken haben wir sie also möglicherweise gerade nicht als endgültig anzusehen. Ähnlich wie in den sogenannten Schwarzen Löchern des Weltraums bilden die in ihr zusammengeballten Energien etwas wie eine absolut verdichtete »Masse«, die nichts anderes bezweckt, als den Status einer perfekten Simulation des Todes aufrechtzuerhalten. Und ähnlich wie in diesen »Löchern« könnte sie einmal wieder »explodieren«, in den Raum und in die Zeit ausgreifen und einen neuen geschichtlichen Schub introduzieren. Zu solchen Schüben kommt es natürlich auch mit den - meist periodischen - manischen Entladungen, die aber lediglich die *Umkehrung* des depressiven Immobilismus darstellen und sich daher meist in einer leeren, euphorisch-autistischen Hypermobilität erschöpfen.

Ich habe das Paradigma der endogenen Depression nicht ganz zufällig an den Schluss gestellt. In ihm wird gleichsam *leibhaftig*, was wir als psychologisch-psychopathologisch misszuverstehen pflegen. Mit demselben Recht könnten wir den weiten Umkreis der paranoisch-paranoiden Symptome abschreiten, die sich auf ihre Weise wider die Geschichtszeit immunisieren: Einschluss in Zeitkreise. Von beiden Syndromen gilt natürlich, dass sie unter den sehr viel zivileren Formen unseres Alltags wiederkehren können. Vom virtuellen Geschichtsstillstand, so wie er sich in der westlichen Hemisphäre beobachten lässt, dürfte niemand ganz ausgenommen sein, ja wir könnten ohne gelegentlichen Rückgriff auf eine in die Vergangenheit (Geschichte) entrückte Tradition

vermutlich gar nicht leben. Wir hören Mozart, wir hören Telemann, Vivaldi, Bach, Beethoven oder Mahler, wir schlendern durch unsere Museen, die unwiederbringlichen Landschaften durchwandernd, die uns Cezanne, Sisley, Ruisdael hinterlassen haben. Wir lassen das alte schöne bunte Karussell der europäischen und außereuropäischen Vergangenheiten immer wieder kreisen, teils im melancholisch-romantischen Bewusstsein, dass sie unwiderruflich dahin sind, teils in der uneingestanden Hoffung, wir möchten eines Tages wieder Anschluss an sie gewinnen in der bestimmten unverwechselbaren Richtung irgendeines neuen geschichtlichen Schubs.